



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eugen Mouton

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Eugen Mouton



er lebenswürdigere von unsern beiden Nachbarn ist seit Jahren in dem Grade von Dreyfuß, den Kongregationen und seinen Kolonialplänen besessen, daß wir eine rheinwärts gerichtete Explosion seines mit Sprengstoff geladenen Brummschädels kaum mehr zu fürchten brauchen; deshalb können wir uns, ohne eine patriotische Pflicht zu verletzen, der angenehmen Beschäftigung hingeben, seine sehr komplizierte und eben darum sehr interessante Seele zu betrachten und zu untersuchen. Wer das französische Leben nicht an der Quelle studieren kann, nimmt mit Dank an, was zuverlässige Landsleute, die drüben weilen, erzählen, und sieht sich nach literarischen Niederschlägen dieses Lebens um. Über einige solche soll hier berichtet werden; zunächst über die nach dem Tode des Verfassers veröffentlichte zweibändige Autobiographie des Justizbeamten und Schriftstellers Eugen Mouton.\*) Er betont, daß er keine politische Rolle gespielt habe, und daß in seinem Buche von hoher Politik wenig die Rede sei; dieses Buch sollte nach seiner Absicht ein Stück Naturgeschichte des Menschengeschlechts werden; denn die Menschen, die die Weltgeschichte machen, seien doch nur ein sehr kleiner Teil der Menschheit; die ungeheure Mehrzahl erleide die Geschichte nur, und von ihr erzähle der Historiker nichts. Das ist richtig. Die Quellen, woraus man die Geschehnisse und die Geschichte der Masse der Menschen kennen lernt, sind außer der persönlichen Erfahrung nicht die historischen Werke älteren Stils, sondern Romane und andre Dichterwerke, Lebensbeschreibungen berühmter Leute und Memoiren. In neuerer Zeit fängt jedoch auch die Geschichtswissenschaft an, Material zu verwenden, das unter der politischen Oberfläche des Weltgetriebes liegt.

Eugens Großvater wurde beim Beginn der Schreckensherrschaft als Mitglied einer streng königlich und katholisch gesinnten Marseiller Familie samt seinem ältesten Sohne Ludwig zum Tode verurteilt. Sie erfuhren die Verurteilung, ehe sie ergriffen wurden, und entflohen des Nachts. Auf der Canebière kamen sie an der Guillotine vorbei, an der keine Schildwache stand. Der sechzehnjährige Ludwig lief zum Entsetzen seines Vaters hinauf und legte einen Augenblick den Hals auf den Halbmond. Unter dem Direktorium von der Emigrantenliste gestrichen, trat Ludwig ins Heer ein und machte den italienischen Feldzug mit, wobei er sich nicht allein durch Tapferkeit, sondern auch durch Ritterlichkeit auszeichnete (so befreite er in Brescia ein Mädchen aus den Händen von fünf Soldaten, die er zu erschießen drohte, wenn sie nicht von ihm abließen). Er

\*) Le XIX<sup>e</sup> Siècle vécu par deux Français, le Colonel Louis Mouton et Eugène Mouton, son fils, magistrat. — Eugène Mouton. Un Demi-Siècle de Vie, 1848—1891. Paris, librairie Ch. Delagrave, rue Soufflot 15.

avancierte zum Adjutanten des Generals Ernouf, der, zum Gouverneur von Guadeloupe ernannt, ihn dahin mitnahm, kam nach mancherlei Wechselfällen ein zweitesmal auf diese Insel als Generalstabschef des Gouverneurs und wurde nach der Julirevolution als Oberst pensioniert, weil er junge Offiziere, die auf den abgesetzten König schimpften, an die Rücksicht erinnert hatte, die man dem Unglück schuldig sei. Der zweite Aufenthalt in Guadeloupe umfaßte die Zeit von 1825 bis 1829. Eugen wurde als dreijähriges Kind mitgenommen und schildert seinen dortigen Aufenthalt als den glücklichsten Abschnitt seines Lebens. Seine Schilderungen sind so ausführlich, lebendig und genau, daß man trotz der Rechtfchaffenheit, die aus dem ganzen Buche spricht, mißtrauisch dagegen wird, denn aus der Zeit vor dem zehnten Lebensjahre behält der Erwachsene im allgemeinen wenig genaue Erinnerungen. Man wird sich die Sache so denken müssen, daß in der Familie und in der Kreolengesellschaft, die auch in Paris ihren Umgang ausmachte, die westindischen Erlebnisse täglich besprochen wurden, sodaß dem heranwachsenden Eugen reichliches Material zufloß, mit dem er seine wenigen nebelhaften Erinnerungen zu einem lebensvollen und in der Hauptsache wahrheitsgetreuen Bilde ausmalen konnte. Daß die Tropenwelt ein Paradies ist, dessen Wonnen durch Hitze, Fieber und Kriechtiere — in Westindien kommen noch die Cylone und die Ausbrüche der Vulkane hinzu — mit Qualen vermischt werden, ist uns Heutigen nichts neues. Die Fiebergefahr verminderte Eugens Vater dadurch, daß er den Gouverneur bestimmte — vor ihm war dieses einfache Schutzmittel niemand eingefallen —, die Garnison und die Beamtschaft auf das nahe, Matouba genannte Hochland umzuquartieren. Abgesehen von der Verminderung der Spalkkosten verdankten ungefähr 300 Menschen jährlich dieser Maßregel ihr Leben. Neu ist in dem Buche die Schilderung der Kreolen und ihres Lebens. Die Kreolen sind, wenn man dem Verfasser glauben darf, zunächst durch ihre auffallende Schönheit ausgezeichnet, und zwar die Männer wie die Frauen. Napoleon hat einmal zwei junge Kreolen, die er auf der Straße traf, und deren Schönheit er bewunderte, gefragt, ob sie nicht in die Armee eintreten wollten, er werde ihnen sofort das Leutnantspatent ausfertigen lassen, was denn auch geschah. Und Rothschild war vor Erstaunen außer sich, als er einmal auf einem Kreolenball zweiunddreißig junge Damen in einer Quadrille vereinigt fand, die nicht allein alle ohne Ausnahme Schönheiten ersten Ranges waren, sondern unter denen auch eine jede ihre eigne Schönheit von besonderm Charakter hatte. Und diese schönen Menschen lebten in einer idealen Geselligkeit miteinander. Sie hatten die guten Traditionen der vornehmen französischen Gesellschaft mitgebracht und waren verständig genug, einzusehen, daß man, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, ohne die Zerstreuungen, Interessen und Tätigkeiten, die in einer größern Welt die Menschen auseinanderreiben, und indem sie der andauernden unmittelbaren Berührung vorbeugen, die Reibung vermindern, daß man sich unter solchen Umständen das Leben zur Hölle machen würde, wenn man seinen schlimmen Launen die Zügel schießen ließe. Natürlich waren auch die besten keine Engel, und es gab böse und schlechte darunter. Aber alle befolgten, wie auf Verabredung, die Praxis, „ihre guten Eigenschaften im Knopfloch zu tragen

und die schlechten in der Tasche zu behalten.“ So sah man nie etwas andres als liebenswürdige, heitre, anständige, rechtschaffne und geistreiche Menschen (nur einen Dummkopf gab es darunter), in deren Mitte man sich wohl fühlte. Da der Europäer in den Tropen wenig oder nichts arbeitet, war das Leben ein beständiges Fest, und zwar ein idyllisches. Der Verfasser hat auch in Frankreich hie und da in kleinern Städten Gruppen von Beamten, von Geschäftsleuten, von Kleinbürgern kennen lernen, die ein solches Idyll lebten, aber dieses nirgends so vollendet gefunden wie in Guadeloupe, wo ihm noch dazu die Pracht der Tropennatur zum glänzenden Rahmen diente. Was die Moralität im engern Sinne betrifft, so hatten zwar die Männer ihre Mulattinnen, die Mädchen aber waren ausnahmslos rein, und die Frauen bewahrten unverbrüchliche Treue. Ob man diese Tugendhaftigkeit nicht am Ende dem Umstande verdankte, daß man bei offenen Türen lebte, und daß es keinen verborgnen Winkel gab, wo ein Liebespaar auch nur vier Worte hätte wechseln können, läßt der Verfasser unentschieden. Als nach den Revolutionen von 1830 und 1848 die alte Gesellschaft in Frankreich verfiel, verschlechterten sich auch in den Kolonien die Sitten. Vielleicht ist das dem Verfasser nur so vorgekommen; manchmal widerspricht er sich und findet die schlechte neue Zeit besser als die gute alte. Mit dem schon erwähnten einen Dummkopf, einem Vicomte, erlaubte sich die lustige Kreolengesellschaft einmal einen schlechten Witz im großartigsten Stile. Man schickte ihn nach Cayenne, dem Gouverneur Milius, der als Fachmann in den Naturwissenschaften bekannt war, einige wissenschaftliche Fragen mit der Bitte zu überbringen, er möge dem Überbringer zur Beantwortung Stoff liefern. Sie lagen in einem verschlossenen Umschlage, und der von Stolz über den ehrenvollen Auftrag geschwellte Abgesandte hatte sie gar nicht zu lesen begehrt. Milius las, ohne seine Überraschung durch eine Miene zu verraten: „Es sind einige Exemplare von eierlegenden Kindern auszuwählen; der Charakter des Ohsen Apis ist zu studieren und mit den ähnlichen Arten der Neuen Welt zu vergleichen,“ und in diesem Stile mehrere Seiten fort. Milius versprach dem neugebacknen Naturforscher, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen. Wie das Ergebnis ausgesehen hat, weiß man nicht, denn nachdem der Vicomte seinem Auftraggeber das Manuskript überreicht hatte, wurde es durch einen absichtlich herbeigeführten Unfall vernichtet, worüber der Verfasser sehr unglücklich war, denn er hatte es seiner Tante schicken wollen, die es dazu benutzen sollte, ihn dem Kriegsminister zu empfehlen. Einem wirklichen Gelehrten spielte ein Affe einen sehr ernsthaften Streich, den wohl die Phantasie des Berichterstatters ein wenig ausgeschmückt hat. Der Naturforscher hatte den Auftrag, alle mehrlhaltigen Pflanzen der französischen Kolonien in Amerika zu untersuchen und Präparate mitzubringen. Er beendete seine Arbeit auf Guadeloupe. An dem Morgen, wo er sich dem dortigen Gouverneur vorzustellen gedachte, legte er auf dem Bett die schwarze Uniform zurecht und entfernte sich dann einige Zeit aus dem Zimmer. Da kam zum offenen Fenster ein Affe herein, stieß das Tintenglas um, dessen Inhalt sich über die große Tabelle ergoß, die die Hauptergebnisse der Forschung übersichtlich geordnet enthielt, schmierte die Tinte mit der Hand auf der ganzen Fläche herum, öffnete dann die Mehlpakete — etwa

hundert an der Zahl —, verunreinigte damit die Uniform und schüttete den Rest auf die mit Tinte besudelte Tabelle. Der Verfasser haßt die Affen und meint, sie müßten eigentlich ausgerottet werden.

Sehr eingehend behandelt Mouton die Negerfrage. Er beschreibt den Betrieb auf den Zuckerplantagen. Die Maschinerie der Zuckerbereitung war noch sehr einfach. Eine Windmühle presste aus dem Rohr den Saft, der in Rinnen, die über mannshohe Stützen liefen, zu den Siedekesseln geleitet wurde; in diesen wurde er zur Beschleunigung der Wasserverdunstung während des Siedens mit Schaufeln umgerührt. Das ausgepresste Rohr wurde an der Sonne vollends getrocknet und teils zum Heizen der Siederei, teils als Streu für das Vieh benutzt. Einen Teil des Saftes leitete man in die Runddestillation. Vom Herrenhose aus lief eine Allee von Kokos- oder von Zwergpalmen, an der die Hütten der Neger standen, jede von einem Gemüse-, Blumen- und Bananengarten umgeben. Bei den wirtschaftlichen unter ihnen fand man Mahagonimöbel, eine Pendule, ein schönes Kreuzifix und goldnen Schmuck. Der Mann hatte einen Viberhut, seidne Kravatten und Lackschuhe. Den Schmuck will der Neger echt; er würde sich niemals dazu verstehen, falsche Edelsteine zu tragen. (?) Geht er in die Stadt, fein herausgeputzt wie ein Prinz, so trägt er die Schuhe, um sie nicht zu bestauben, auf dem Hut und zieht sie erst kurz vor dem Ziele an. Die Plantagenlandschaft sieht natürlich einförmig aus und erinnert an die Beauce in Frankreich, wird aber durch die arbeitenden oder hin und her wandernden Neger, ihre Aufseher, die Herren und das Vieh angenehm belebt. Auf einer Plantage arbeiten zwei- bis fünfhundert. Als noch keine Gefahr des Verlustes die Herren bedrohte, noch kein Gesetz ihre unumschränkte Herrschaft über die Sklaven anfocht, genügte das eigne Interesse, die Kreolen zu gütigen Herren zu machen; was hätten sie dabei gewonnen, wenn sie die Schöpfer ihres Reichthums und ihres Glücks schlecht behandelt hätten? Sie bezugten den Negern wirkliche Zuneigung, ausgenommen natürlich solchen, deren Wildheit nicht zu bändigen war, und die von Zeit zu Zeit Mitglieder der Herrenfamilie vergifteten. Vergehungen wurden mit Schlägen bestraft. (Der Verfasser erzählt, wie in seinem väterlichen Hause ein Negermädchen wegen eines Diebstahls einige Hiebe bekam, und bemerkt dazu: Wir schlagen unsre eignen Kinder, wie sollte es da Unrecht sein, eine Negerin zu schlagen, wenn sie es verdient hat?) Die Frau des Besitzers liebte die Kinder der Neger, sorgte für die Pflege der Kranken, legte für Missetäter Fürbitte ein, war gegen alle freundlich und waltete, achtzehnhundert Meilen von Frankreich entfernt, als das Ebenbild der altfranzösischen Schloßherrinnen, die ihren Besitz das ganze Jahr hindurch nicht verließen und ihr Leben mit Wohltum zubrachten. Der Neger war dankbar für diese Freundlichkeit, liebte seine Herrschaft und war stolz auf sie. Es gehört zu den hervorsteckendsten Eigentümlichkeiten des Negers, daß er einen Herrn haben will, und daß er auf seinen Herrn und auf alles, was zu ihm gehört, stolz ist.

Der Arbeitstag dauert von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends mit zwei Stunden Unterbrechung für die Mahlzeiten. Nach sechs Uhr pflegt der Plantagenarbeiter seinen Garten oder fertigt allerlei Kleinigkeiten an, die er

verkauft; die Frau besorgt den Haushalt und die Kinder. In der Nacht aber — da ist er wieder der afrikanische Wilde. Unter geheimnisvollem Geflüster treibt er Zaubereien, oder er feiert wilde Tanzorgien. Das ermattet ihn nicht etwa; seine Körperkraft und Elastizität sind unverwundlich; er bedarf fast gar keines Schlafes; er mag die Nacht durchtobt oder, was die jungen Männer oft tun, auf einer meilenweit entfernten Plantage bei einem Mädchen zugebracht haben, am andern Morgen sieht man ihn vollkommen frisch zur Arbeit gehen. Dabei essen die Schwarzen nicht viel und gar kein Fleisch, das mögen sie nicht; nur Pflanzenkost und Fisch, berauschen sich häufig und erreichen meistens ein hohes Alter — in einem mörderischen Klima. „Sollten sich die Kulturmenschen einmal durch ihre Laster umbringen, so würden die Neger die Erde aufs neue bevölkern.“ Die Orgien findet Mouton an sich nicht schlimm; europäische Trunkenbolde trieben es am hellen lichten Tage nicht weniger arg als die Neger des Nachts; was diesen Orgien einen unheimlichen Charakter verleihe, das seien die Verschwörungen, die dabei ausgeheckt würden, und deren Ergebnis gewöhnlich die Vergiftung eines Mitklaven oder eines Mitgliedes der Herrenfamilie sei; der Beweggrund sei gewöhnlich Eifersucht gegen andre Schwarze, die ihnen von der Herrschaft vorgezogen würden. Christen würden diese Wilden so wie so nicht; ihr ganzes Christentum bestehe darin, daß sie ohne eine Spur von Verständnis den Katechismus nachplappern, sich der katholischen Symbole bedienen und die Kirche besuchen. Weiter sind die Neger zu jeder Zeit, während der Zuckerfabrikation aber steigert sich ihre Lustigkeit zur Ausgelassenheit; der Zucker, von dem sie während der Kampagne essen dürfen, so viel sie wollen, macht sie fett, und der Rum, den sie ohne Erlaubnis stibizen, gibt der ganzen Plantage Schwung. Im Jahre 1685 hatte eine königliche Deklaration die Rechte und die Pflichten der Herren geregelt. (Daran hat der Verfasser nicht gedacht, als er schrieb, die Herren seien gütig gewesen, so lange noch kein Gesetz ihre Herrenrechte beschränkte.) Diese „vom römischen Recht, vom Christentum und von der Humanität eingegebne“ Verordnung unterwarf alle Lebensverhältnisse und Vorkommnisse bis zum Begräbnis den genauesten Vorschriften. Sie gebot, den Neger in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, bestimmte, was man ihm an Nahrung und Kleidung reichen müsse, und verlieh ihm das Recht, vor Gericht zu klagen, wenn der Herr die gesetzlich vorgeschriebnen Pflichten nicht erfüllte. Weigerte sich der Herr, einem durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig gewordenen Schwarzen den Unterhalt zu gewähren, so wurde der Mensch ins Hospital aufgenommen, und der Herr hatte an dieses für jeden Tag sechs Sous zu zahlen. Als kriminelle und disziplinäre Strafmittel wurden dem Herrn Fesselung, Gefängnis, Schläge, Knebel und Brandmarkung erlaubt, aber nicht die Folter; auf Überschreitung des Züchtigungsrechts wurden Strafen gesetzt, als höchste die Todesstrafe. Die Kreolen hatten bei ihrer natürlichen Güte solche Gesetze gar nicht nötig. Grausamkeiten sind manchmal vorgekommen, aber die sie verübten, waren entweder Mulatten oder neue Ankömmlinge; sie wurden unter dem Beifall der ganzen Kreolenbevölkerung streng bestraft. Abgesehen von solchen einzelnen Untaten, die übrigens in den Kolonien bei weitem nicht so häufig waren, wie während der Revolutionszeit in Frankreich, erscheint

nach unserm Gewährsmann das Los der Plantagenflaven weit milder als das ihrer Brüder in der afrikanischen Heimat und sogar als das vieler französischer Bauern und Lohnarbeiter. Das Wort „frei,“ schreibt er, ist nichts als ein grausamer Hohn, wenn man es auf einen armen Teufel anwendet, der nicht einmal ein Stück Brot zwischen die Zähne bekommt, falls er nicht einen Brotherrn findet, der ihn vor dem Hungertode rettet. Das Leben ist mehr wert als die Freiheit. „Der Sklave kann wenigstens darauf rechnen, daß er bis zum Ende seiner Leiden zu essen haben wird. Grabt alle Freien aus, die Hungers gestorben sind oder sich entleibt haben, weil sie keine Arbeit fanden, schichtet sie auf einen Haufen und zählt sie! Ihr wagt es nicht? Nun, dann gesteht mir wenigstens im Vertrauen, daß das Los eines Erdarbeiters, eines Kohlengräbers, eines Maschinenheizers, eines Heringfischers, eines Steinausladers auf dem Seinequai hundertmal grausamer ist, als das der Neger war in der Zeit der Sklaverei.“

Das Los der Neger wurde unter Karl dem Zehnten und Louis Philipp durch eine Reihe von Verordnungen noch bedeutend verbessert, und der Sklavenhandel wurde in den französischen Kolonien definitiv verboten. (Das zuerst von England erlassene Verbot hatte die bekannten Scheußlichkeiten beim Seetransport der Schwarzen zur Folge, die trotzdem eingeschmuggelt wurden.) Durch zahllose unverständige Belästigungen wurde die Sklavenhaltung in dem Grade erschwert, daß die Herren stürmisch die Emanzipation forderten. Unter anderm befahlen die Regierungs- und Kammerphilanthropen, daß den Negern Wolldecken geliefert würden — in einem Klima, wo die Menschen nackt gehn und liegen würden, wenn ihnen nicht der Anstand leichte Hüllen aus Baumwolle oder Leinwand aufzwänge. So war es denn eine große Wohlthat für die Herren, daß die Revolution von 1848 die Sklaverei abschaffte. Die Lage der Plantagenbesitzer besserte sich freilich nicht, sondern wurde durch die Konkurrenz des Rübenzuckers noch verschlimmert.

Vom Neger selbst, meint Mouton, mache man sich in Europa so wenig ein richtiges Bild wie von der Negerkaverei. Der Neger ist nach ihm entweder ganz gut oder unverbesserlich böse und schlecht. Der gute ist meist auch intelligent und unter verständiger Leitung, die er allerdings nicht entbehren kann, zu allem zu gebrauchen. Er ist ein vortrefflicher Matrose, Soldat, Handwerker, Vorarbeiter oder Aufseher, ein unübertrefflicher Diener und zeichnet sich vorkommendensfalls durch einen Heldennut aus, von dem der Verfasser einige Proben erzählt. Verarmt sein Herr, so opfert er sich für ihn auf, indem er ihm durch Arbeit den Unterhalt erwirbt. Mouton hat einen solchen kennen lernen, der freilich zuletzt durch Trunk zugrunde gegangen ist; vom Gewohnheits-trunk wird, wie man sich denken kann, der Neger noch seltener geheilt als der Weiße. Unrettbar verloren ist ein schwarzer Säufer, wenn er dazu auch raucht; der schwere Kolonialtabak, der in Gestalt ungeheurer Zigarren genossen wird, benimmt ihm vollends alle Besinnung. (Man nennt die langen Zigarren *bouts de nègre*; der Neger macht ihren Verbrauch zum Wegemaß: *il y a tant de bout de chemin d'ici à telle habitation.*) Am glänzendsten entfalten die Schwarzen ihre Geistesgaben in der Küche; es gibt nach Moutons Versicherung

keine geschicktern Köche und Köchinnen; unter den schwierigsten Umständen stellen sie in unglaublich kurzer Zeit das feinste Diner her. Dadurch werden sie nicht allein große Wohltäter der Kreolen, sondern geradezu ihre Lebensretter, denn die Hitze erschläfft den Magen der Weißen dermaßen, daß sie bald infolge ungenügender Ernährung sterben würden, wenn die Verdauung nicht durch einen reichen Wechsel appetitreizender Leckerbissen immer wieder angeregt würde. Übrigens haben die verschiedenen Negerstämme sehr verschiedene Eigenschaften; die Sklaven von der Guineaküste zog man allen andern vor. Was die Mulatten betrifft, so sind die Männer abscheulich, die Weiber unbezahlbar als Nähterinnen, Dienerinnen, Kinderfrauen, Krankenpflegerinnen und — Freundinnen der jungen Männer. Der häßliche Charakter des Mulatten rührt von der unbegrenzten Verachtung her, mit der er behandelt wird. Er beansprucht Gleichberechtigung mit den Weißen (was der Mulattin nicht einfällt), und diesen Anspruch wehren die Weißen mit demonstrativer Verachtung ab, die auch jeden weißen Mann trifft, dem man nur ein Tröpflein schwarzes Blut nachweisen kann. Die Folge ist unveröhnlicher Haß der Mulatten gegen die Weißen.

Das alles ist nun, bis auf einige Umstände von untergeordneter Bedeutung, nicht gerade neu, aber in einer Zeit, wo der Negerhaß der Nachkommen von Vorkämpfern der Emanzipation in den Vereinigten Staaten und die zahllosen Fälle von Lynchjustiz, in denen Schwarze die Opfer sind, die Aufmerksamkeit Europas wieder einmal auf die Sklavenfrage lenken, ist jedes Zeugnis eines Sachkenners von Wert. Freilich ist dieses Zeugnis wohl nicht ganz unparteiisch, und man darf bei der Sachkenntnis nicht an die Wahrnehmungen denken, die der Verfasser als vier- bis siebenjähriger Knabe gemacht hat. Wir haben oben gesagt, wie wir seine Sachkenntnis verstehn. Zum vollen Verständnis ist sie übrigens erst im spätern Alter ausgereift. Als Zwanzigjähriger hörte er in der Kammer den Deputierten Stambert für die Emanzipation sprechen, „deren Hoherpriester er war.“ Der Redner schloß mit dem Wort eines Sklaven, der, auf einem Meeting die Fingernägel in seine Brust einkrallend, gerufen hatte: „Ich kann nicht einmal sagen, das ist mein Fleisch!“ Mouton fühlte sich tief erschüttert; die Sklaverei erschien ihm als das abscheulichste aller menschlichen Verbrechen. Später sagte er sich: Wahrscheinlich ist die Negerklaverei nicht ein Verbrechen gewesen, sondern eine große Wohlthat. Sie hat viel tausend menschliche Wesen den Bestien entrisen, die sich ihre Könige nannten, und hat sie in zivilisierten Ländern auf Millionen anwachsen lassen; in ihrer Heimat würden sie vielleicht Schlachtvieh für Menschenfresser gewesen sein oder Blutbehälter für götzendienerische und Königsfeste. Wir bleiben eben Kinder; wird ein Gedanke ausgesprochen, der neu klingt, so bilden wir uns ein, es sei eine Fackel angezündet worden, deren Licht uns die Wahrheit zeige. In Wirklichkeit ist die vermeintliche neue Wahrheit nur eine Umgruppierung alter Tatsachen gewesen. Eine weitere Drehung des Kaleidoskops — und wir sehen die Philanthropen Opfer schlachten, die mit Verwünschungen Verfolgten sich in Wohltäter verwandeln.

So teuer nun auch unserm Gewährsmann die Erinnerungen aus seiner

in Westindien verlebten Kindheit sind — das Kolonisieren verabscheut er, als echter Franzose; die paar Duzend Verschwörer, Intriganten und Duackfalber, die in Paris die Politik machen, sind ihm nämlich keine echten Franzosen. „Kaufleute, Reeder, Industrielle, Volkswirtschaftler, Philanthropen, Deputierte und Minister, die von Stellenbettlern gepeinigt werden, schreien im Chor, um die öffentliche Meinung und die Regierung fortzureißen und einen Auswandererstrom nach neuen Kolonien in Fluß zu bringen. Zuerst schickt man Soldaten hin, die wie die Fliegen wegsterben, dann Beamte, die, soweit sie nicht gleich nach der Ankunft sterben, jedes Jahr sechs Monate auf Urlaub daheim zubringen, was unserm Budget den Rest gibt. Hat man genug Geld und Menschenleben verschwendet und sich endlich überzeugt, daß die Kolonie nichts wert ist, so behält man sie trotzdem, gründet aber eine neue, die sich ebenso schlecht bewährt, und so immer fort. Man tröstet sich damit, daß man unser großartiges Kolonialreich so laut wie möglich rühmt, dieses Reich, das nur auf den Landkarten vorhanden ist. Frankreich ist mit seinem Klima und seinem Boden immer ein ackerbauendes Land gewesen und wird immer ein solches bleiben. All seiner Torheiten und seiner Unglücksfälle ungeachtet ist es immer noch das beste Land auf Erden, wo es sich besser lebt als sonstwo, das schönste Reich nach dem Himmelreiche, und während die Bewohner anderer Länder in Schwärmen von Millionen kommen (das ist ein bißchen zu hoch gerechnet), um sich an unsrer Sonne zu wärmen und an ihrem Licht zu erfreuen, da glaubt ihr, ihr werdet die Kinder dieses glücklichen Landes mit schönen Redensarten verlocken, in fremde Länder auszuwandern, euch dort Geld zu verdienen und Beamtenposten zu gründen? Und das in einer Zeit, wo alle Welt über die Entvölkerung jammert? Ist Kolonisation ein Mittel, die Volkszahl zu vermehren? Und vergeßt ihr ganz, daß euer sicherster Kunde der ist, der unmittelbar in eurer Nachbarschaft lebt?“ Das wäre also eine Stimme aus der unpolitischen Welt, und zwar aus ihrer intelligentesten Schicht.

Nach der Rückkehr aus Guadeloupe lebte Moutons Familie mit kurzen Unterbrechungen in Paris. Hier mußte er nun in die Schule. Man hatte auf der Insel schon einen Versuch gemacht, aber der Kleine war vor Schulschluß nach Hause gekommen und hatte erklärt: Dort ist mirs zu langweilig. Man hatte ihn zurückgebracht, und da war ihm die Idee der Freiheit aufgegangen an ihrem Gegenteil. Diese Idee und die Furcht vor dem Gegenteil wirkten in Paris so stark nach, daß er von einem Diener zur Schule getragen werden mußte, auf dem ganzen ziemlich langen Wege brüllte, sich aus Leibeskräften sträubte und nur mit Hilfe einer List ins Schulhaus hineingebracht werden konnte. Er findet, daß er Recht gehabt hat mit seinem Widerstande. An die Schulmarter kann er nicht anders als mit Entsetzen denken. In den untern Klassen des Gymnasiums fesselte ihn die Schule von acht bis fünf Uhr — das kalte zweite Frühstück, das er in einer Büchse mitnahm, wurde unter fortwährendem Lernen in der freien Stunde von zwölf bis ein Uhr verzehrt —, in den obern Klassen aber von sieben bis sechs, manchmal bis acht Uhr und noch länger. Die häuslichen Arbeiten waren erdrückend, und nach einer Woche voller Plagen erwartete jeder mit Zittern am Sonnabend sein „Bulletin“;

stand ein Vermerk wegen mangelhafter Leistung oder schlechten Betragens darin, so mußte der Schüler auch den Sonntag Vormittag mit Strafarbeiten in der Schule zubringen. Eugen hat, obwohl er einer der besten Schüler war, jeden Sonntag nachsitzen müssen. Die Revolutionen, schreibt er, hätten dem gesunden Menschenverstande zum Durchbruch verholfen und hätten sowohl die Eltern wie die Lehrer menschlicher gemacht. Damals aber sei es in den Internaten schrecklich zugegangen, er selbst habe glücklicherweise zu Hause gewohnt. Einige dieser Zuchthäuser hätten Kerkerzellen gehabt; der kleine Sträfling habe, in ein ver- schloßnes Gestell gesperrt, den ganzen Tag Strafarbeit schreiben müssen und die Nacht in einem Käfig zugebracht. Die Eltern seien überzeugt gewesen, daß solche Martern einen wesentlichen Bestandteil der Erziehung ausmachten, und daß ein Junge ohne Latein und Griechisch nichts werden könne. Im Internat seiner Schule habe ein unglücklicher Junge gewohnt, den sein Vater jede Woche einmal besuchte, um ihn zu ohrfeigen. Seine, Moutons Eltern, seien die leid- haftige Herzensgüte, aber trotzdem vom allgemeinen Vorurteil so verblendet gewesen, daß sie einmal, als der Schulvorstand Sabatier die Verwandten der Zöglinge zu einer Abendunterhaltung einlud, nicht hingingen, weil sie meinten, sie hätten sich ihres Sohnes schämen müssen. Dieser war der erste in seiner Klasse, war aber wegen seines Betragens einigmal bestraft worden. Da es hauptsächlich die alten Sprachen waren, die Plage verursachten, so übertrug sich auf sie Moutons Haß gegen die Schule. Er beklagt die Renaissance, die an die Stelle der Wissenschaft vom Leben und von der Wirklichkeit die Be- schäftigung mit einer toten Vergangenheit gesetzt habe, als ein großes Unglück und fordert, daß sich der Unterricht auf die Muttersprache und auf die Realien beschränke, nicht vor dem siebenten Lebensjahre beginne, und daß die Schul- einrichtungen der körperlichen Entwicklung Rechnung trügen. Die Beschäftigung mit den alten Heiden schädige auch die geistige und die Charakterbildung; sie sei schuld daran, daß er eine Zeit lang republikanischen Ideen gehuldigt habe. Eine gründliche Schulreform würde damit beginnen müssen, daß man die alten Klassiker ins Feuer würfe; irgend etwas Nützliches habe er in der Schule nicht gelernt. Ehe die Gymnasialzeit begann, hatte sich die Familie durch den Tod eines Verwandten veranlaßt gesehen, einige Monate in Südfrankreich zuzubringen. Eugen schildert die ungeheuerliche Unsauberkeit von Marseille, wo sie noch ihr Stammhaus besaßen, und erzählt, wie seine Mutter einen armen Bauernjungen, der geistlich werden sollte aber keinen Beruf dazu fühlte, aus dem Seminar erlöste und in eine Laufbahn gebracht hätte, die ihn glücklich gemacht habe.

Die Wohnungen der Leute, die nur wohlhabend aber nicht reich waren, waren damals in Paris beschränkt und mögen es wohl noch heute sein. Eugen schlief und machte seine Schularbeiten im Salon seiner Mutter, die jeden Abend, wenn sie nicht auswärts war, Gesellschaft hatte. Der Knabe fühlte sich sehr wohl dabei, und es bereitete ihm einen besondern Genuß, bei heitern Gesprächen hinter seiner spanischen Wand einzuschlafen. Als er älter wurde, nahm er auch an der Geselligkeit außer dem Hause teil, und mit Entzücken erinnert er sich der Wonne, die er empfand, wenn er mit den schönen Kreolinnen tanzte, deren Leben, versichert er, in Paris so vollkommen rein verfloßen sei wie in West-

indien; die ganze Kreolengesellschaft habe eine einzige große Familie gebildet; erst die Revolutionen hätten die Sitten auch dieses Kreises verdorben. (Im Lob und Tadel der Zeiten widerspricht er sich vielfach, wie schon hervorgehoben wurde. Einmal bemerkt er, die fortschreitende Versittlichung werde die Trinksieder beseitigen, wie sie in neuerer Zeit schon die Pornographie ausgerottet habe.) Leider habe kein Kreolenjüngling eine der schönen Tänzerinnen geheiratet, für die er schwärmte, weil keiner vermögend genug für soviel Schönheit war, und die Schönheiten auch nichts hatten; diese haben außerhalb ihres Kreises geheiratet und mit Ausnahme von zweien nicht einmal gute Partien gemacht, sondern dunkle Ehrenmänner bekommen. Wer sei schuld daran, daß es so schief gegangen sei? Zunächst die jungen Damen selbst, da jeder Hut und jedes Kleid eine besondere Rente erfordere, dann die zu erwartenden Kinder, da man auf die Erziehung jedes Sohnes 20000 Franken rechnen müsse. „Wenn ein anständiger Mann lange und glücklich leben will, muß er Ideale frühstücken und was Reelles zu Mittag speisen.“ Noch einmal auf die Schule zu kommen, so war zwar die Einrichtung abscheulich, der Unterricht aber im ganzen gut. Des Lehrers der Literaturgeschichte, Raynaud, gedenkt Mouton, weil ihm dieser majestätische Mann als der Typus des universitaires jener Zeit erscheint. Dieser Professor behandelte die Dichterwerke mit Feierlichkeit, „er dozierte nicht, er pontifizierte.“ Und er wußte seine Würde auch in kritischen Momenten zu wahren. Einmal schlug der Blitz gerade hinter dem Fenster ein, vor dem er saß. Er verließ seinen Sitz und sah hinaus, die Schüler aber benutzten natürlich die Gelegenheit, sich ein wenig zu rühren. Da nahm er seinen Platz wieder ein und sagte: „Meine Herren, möge die Unordnung der Elemente nicht ein Element der Unordnung werden!“ Damals steckte Viktor Hugo bis in die Schulen hinein alles an mit seinem verrückten Wahlspruch: *le beau, c'est le laid*. Von diesem Unsinn verführt, schrieb Eugen in einem französischen Aufsatz: „Rötliches Moos bedeckte wie ein Ausschlag den Felsen.“ Raynaud war wütend darüber und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. Später ist er diesem Lehrer dafür dankbar gewesen wie allen andern, die ihn von dem heilten, was man damals in Frankreich Romantik (*romantisme*) nannte. Den ersten Stoß versetzte es seiner Hugolatrie, daß einer seiner Mitschüler in der Ode, die Viktor Hugo dem Tage der Einbringung der Asche Napoleons, dem 15. Dezember 1840 widmete, die Antithese geschmacklos fand:

Jour beau comme la gloire,  
Froid comme le tombeau.

Seinen Mitschüler Alexander Dumas, den Sohn, machte Raynaud zum Diktator, d. h. er ließ ihn die Aufgaben diktieren, weil er so schön und so deutlich vorlas und vortrug. Das war seine einzige gute Schülereigenschaft, in allem andern war der junge Mensch, der als Mann einen so bedeutenden Einfluß üben sollte, äußerst schwach.

(Schluß folgt)

